

dtv

*Reihe Hanser*

Neun Jahre nach ihrer großen Weltreise brechen Theo und seine Tante Marthe erneut zu einem gemeinsamen Abenteuer auf. Theo, inzwischen ein junger Mann, engagiert sich aktiv für den Umweltschutz. Die Reise von Indien nach Afrika und Nordamerika führt ihm und Marthe die Gefährdung der Erde deutlich vor Augen: die weltweite Verschmutzung der Wasserressourcen, die verheerenden Auswirkungen der Rodungen des Regenwaldes und die kaum mehr zu bewältigenden Müllberge. Trotz all dieser dramatischen Zustände wird es eine Reise der Hoffnung. Die beiden begegnen Menschen, die diese zerbrechliche Welt schützen wollen und sich tatkräftig dafür einsetzen. Am Ende der Reise steht kein Happy End, wohl aber ein Appell an uns alle.

*Catherine Clément*, 1939 in Paris geboren, studierte Philosophie, arbeitete bis 1964 als Lehrerin und danach vierzehn Jahre als wissenschaftliche Assistentin an der Sorbonne. Anschließend war sie Kulturredakteurin für die Pariser Tageszeitung *Le Matin* und veröffentlichte ihren ersten Roman. In der *Reihe Hanser* ist bereits ihr Weltbestseller ›Theos Reise‹ ([dtv 62019](#)) erschienen, in dem Theo und seine Tante Marthe auf den Spuren der Religionen um die Welt reisen.

Catherine Clément

Theos  
zweite Reise

Roman  
über die Rettung  
der Erde

Aus dem Französischen  
von Tobias Scheffel und  
Maja Ueberle-Pfaff

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*  
und viele andere Informationen finden Sie unter  
[www.reihevhsner.de](http://www.reihevhsner.de)



2. Auflage 2011  
2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© Éditions du Seuil, Paris 2004  
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:  
© Carl Hanser Verlag München 2006  
Umschlagbild: Quint Buchholz  
Karte: Achim Norweg, München  
Gesetzt aus der Bembo 10,5/13  
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62348-3

*Für Marie-Christine C.*



- Delhi: Umweltverschmutzung in den Riesenstädten
- Lucknow: Der Straßenverkehr
- Varanasi: Verschmutzung des Ganges / Vegetarismus
- Nukus: Das Verschwinden des Aralsees
- Yaoundé: Die Nutzung der Tropenwälder
- Lolodorf: Bedrohung der Pygmäen / Bedrohung der Wälder
- Dakar: Der Erdnussanbau und die Ausweitung der Wüste / Müllberge
- Saint-Louis: Der Fischfang und seine Gefahren
- La Hague: Die Wiederaufarbeitung von Atommüll
- Flamanville: Ein Atomkraftwerk
- Iqaluit: Ein aussterbendes Volk / Bedrohung der Ernährungsgrundlage





## Theo

Theo? Hörst du mich?»

Und wenn die Stimme aus dem Jenseits gekommen wäre – ich hätte sie wiedererkannt. Meine verrückte, liebe Tante Marthe. Man könnte meinen, sie hätte getrunken, aber das ist nicht ihre Art; trotzdem klingt ihre Stimme schwach – oder der Anruf kommt wirklich vom Ende der Welt, aus Sydney, Manila oder Wellington ... Noch ganz verschlafen werfe ich einen Blick auf den Wecker: drei Uhr morgens.

Panisch richte ich mich auf. Tante Marthe ist zwar exzentrisch, aber nicht so, dass sie mich nur zum Vergnügen aus dem Schlaf reißt. Drei Uhr morgens! Was ist ihr zugestoßen? Von wo aus ruft sie mich diesmal an? Verdammt! Dieses verflixte Telefon, das nie funktioniert!

»Theo, mein Kleiner ... Ich bin ... Es geht überhaupt ... nicht ... komm!«

»Hallo? Marthe? Ich kann dich nicht verstehen! Hallo! Red doch lauter!«

Es knistert im Telefon, es knackt, dann ist Stille.

»Arre you Misterrr Theo?«, fragt plötzlich eine Männerstimme am anderen Ende der Leitung. »Yourr aunt is verry ill, verry ill, sirr. You must come. She is in New Delhi Memorial Hospital, room 450.«

Inzwischen bin ich hellwach. Tante Marthe ist in Indien und todkrank.

»I want to talk to her!«

»She does not speak any morre, sirr. Do come!«

Wenn Marthe nicht mehr sprechen kann, geht es ihr wirklich sehr schlecht. Ich darf keine Minute verlieren.

Unterhosen, Strümpfe, Jeans – ob sich Marthe eine Typhuserkrankung geholt hat? Nein, das kann man gut behandeln. Hemd, Jacke – vielleicht Denguefieber? Cholera? – meine Uhr, Turnschuhe, Notebook, Pass. Lungenpest? Die taucht in Indien in Abständen von zwanzig Jahren auf. Klingeling, den Rechner einschalten, komm, mach schon, schneller, her mit der Maus, so, jetzt! Internetverbindung. Online-Ticket-Buchung ... Nächster Flug ab London, Air-India, 12 Uhr 15. Da habe ich gerade noch Zeit, hier in Paris in den nächsten Eurostar zu springen, um nach London zu kommen.

Ich erledige vier Telefonate und hinterlasse drei Nachrichten. Eine im Krankenhaus, eine bei »Ärzte ohne Grenzen«, meiner Organisation, eine weitere bei Fatou, eine bei meiner geliebten Bozicka. Dreimal stoße ich auf Anrufbeantworter – bei Bozicka ist das merkwürdig! Nur meine beste Freundin Fatou ist rangegangen, sie hat mich in meiner Entscheidung bestärkt. Ich nehme meinen Rucksack – er steht immer fertig gepackt bereit – und gönne mir noch zehn Minuten für einen Kaffee. Um fünf Uhr morgens steige ich aufs Fahrrad und radle zur Gare du Nord. Es ist saukalt, normal für Januar.

Seitdem Tante Marthe in der Region Nordeste in Brasilien lebt, habe ich sie nicht oft gesehen. Wie nicht anders zu erwarten war, hat ihr brasilianischer Mann sie immer in

seiner Heimatstadt Recife festgehalten; ich kenne sie und habe mir immer einen großen exotischen Schmetterling vorgestellt, der mit gewaltsam auseinandergefalteten Flügeln auf ein Holzbrett gepikst wurde – zeig, wie schön du bist, Marthe! Als ich klein war, erschien sie bei jedem Besuch bei uns als jemand anderes: gekleidet als Tibeterin, als jakutische Schamanin mit dickem Pelzumhang, als Vodun-Priesterin, mit weißen Halsbändern, blauem Turban – sie kam von den erstaunlichsten Orten der Welt, immer hinreißend und immer ein bisschen pummelig. Pummelig ist sie immer noch, alles Übrige hat sich verändert. Seit ihrer Heirat mit Brutus Carneiro Da Silva trägt sie unechte Chanel-Kostüme und vergoldete Kettchen, ganz bestimmt nur, um ihrem Mann zu gefallen. Plötzlich trug sie malvenfarbenen Lidschatten und Perlen um den Hals, die zu dick waren, um echt zu sein. Sie war nicht mehr ganz die Tante Marthe, die ich liebte, die Tante Marthe mit uneingeschränkter Bewegungsfreiheit – aber wenn sie glücklich damit ist, warum nicht? So dachte ich mir das jedenfalls.

Bis zu dieser ersterbenden Stimme am Telefon.

Neun Jahre ist es jetzt her, dass die Ärzte mich aufgegeben hatten und sie mir das Leben rettete, indem sie mich auf eine wahnwitzige Weltreise entführte. Alle waren überzeugt davon, dass ich bald sterben würde. Marthe hat dagegen revoltiert. Tod hin oder her – wir reisen! Nach fünf Jahren Medizinstudium habe ich erst begriffen, was mir alles erspart geblieben ist: Katheter, Chemotherapie, Transfusionen, überall bis zu den Nasenlöchern an Schläuche angeschlossen! Man muss schon sagen, dass meine Tante sehr weit gegangen ist. An Stelle des Krankenhauses hat sie das Reisen als Therapie wieder eingeführt. Jerusalem, Is-

tanbul, Djakarta, Salvador de Bahia, Afrika, Indien, Amerika – auf unserer verrückten Reise sind die pummelige Tante Marthe und ihr kleiner Theo von Göttern zu Djinns, von heiligen Stätten zu Mönchen und Gelehrten geeilt, um Heilung zu suchen . . . Die Idee der Reise als Therapie ist so alt wie die Welt, und Marthe hatte es richtig erkannt. Ich habe die vermutete Leukämie überwunden und kam zurück wie das blühende Leben.

Kaum hatte ich Mama verlassen, wurde sie schwanger. Ich war fünfzehn, als meine Mutter Zoé zur Welt brachte und das Leben, jener heilige Brunnen, von dem meine Schwester ihren griechischen Namen hat, wieder neu begann. Meine fast an ein Wunder grenzende Heilung, die für das Alter meiner Mutter sehr erstaunliche Schwangerschaft, all dieses Tohuwabohu, in dem sich Götter, Tempel, Kirchen und unsere Ängste und Familiengeheimnisse mischten – all das war wahrlich genug, um mich durcheinanderzubringen. Mir war vieles unklar. So habe ich nach dem Gymnasium mit dem Medizinstudium begonnen, weil ich noch eine Rechnung offen hatte: Warum hatte man mich für leukämiekrank erklärt? Wie ist so eine Art Fehler möglich?

Durch das Studium sah ich auch nicht klarer. Absolutes Dunkel. Tabletten, Blutentnahmen, Infusionen, Doppler-Sonograf, CT, Kernspintomografie, unsere therapeutischen Maßnahmen haben nichts Menschliches, und ich erinnerte mich meiner damaligen Heiler, die in armen Ländern lebten und ihre Behandlung mit Hilfe von Pflanzen durchführten, allerdings mit einem ganz anderen Wissen. Die, die mich behandelt hatten, verfügten nicht mal über fließendes Wasser, aber sie versuchten zunächst, mich

zu verstehen – mich und meine elenden Beschwerden eines verwöhnten Kindes. Die tibetische Ärztin in Darjeeling praktizierte in einer Hütte; die Ritualmeisterin, die mich in Luxor rettete, hatte keinen elektrischen Strom. Und weil ich als Kranker durch arme Länder gereist war, widerte mich unsere Medizin bald an. Heilen wollte ich – aber nicht die Reichen, nicht uns. Ich war all die Fachkenntnisse und Laborergebnisse leid. Schon in den ersten Ferien engagierte ich mich bei humanitären Organisationen.

Das erste Mal in der Sahelzone. Ein kleines Dorf am Ufer des Senegal. Man denkt sich, wenigstens haben sie Wasser! Trotz der Sandstürme und der nahen Wüste hat man den tröstlichen Anblick vor sich, wie die Frauen baden, ihre Wäsche waschen und ihre schönen Arme ins Wasser tauchen. Tropfende Wasserperlen auf schöner schwarzer Haut – zu der Zeit war ich wahnsinnig verliebt in meine Freundin Fatou –, und so habe ich mich von dieser paradiesischen Vision täuschen lassen. Nicht lange. Noch am selben Abend hat mir der Chef des Teams erklärt, wie man die Anzeichen der Bilharziose erkennt, einer Wurmerkrankung, die von sogenannten Trematoden hervorgerufen wird. Dieses in Süßwasser lebende Ungeziefer, das man sich beim Baden durch den Kontakt mit kontaminierten Weichtieren holt, steigt in die Blase hinauf, befällt die Genitalien, macht sich in den Eingeweiden breit und dringt bis in die Lungen oder die Bindehaut vor. Am Anfang merkt man nichts, man spürt einen juckenden Ausschlag an den Fußsohlen, vielleicht hat man ein bisschen Nesselfieber, dann ist es vorbei. Später wird es jedoch schrecklich. Für die Frauen: Unfruchtbarkeit, Fehl-

geburten, Eileiterschwangerschaften. Die Männer pissen Blut. Zweihundert Millionen Kranke. Tabletten und Medikamente, die meistens verdorben sind. Sollte so etwa die Welt aussehen?

So sah sie aus, und noch schlimmer. An allen Ecken Krieg. Zu Hause hatte ich schon davon gehört. Meine griechischen Großeltern waren nur knapp der brutalen Militärdiktatur entgangen, und mein französischer Großvater hatte sich mit fünfzehn dem Widerstand gegen die Deutschen angeschlossen; das alles schien weit weg, unreal, historisch. Ich hatte nie Krieg gesehen, nie Krieg erlitten. Durch mein Engagement bei humanitären Einsätzen konnte ich aber sicher sein, ihm zu begegnen. Wollte ich das? Mir scheint, ja. Alle Jungen der Welt suchen die Herausforderung, eine fiese Vorstellung, ich weiß, aber so ist es! Sich in Gefahr zu begeben tut gut. Manchmal nur im Kleinen, zum Beispiel habe ich mir mit siebzehn ein Piercing machen lassen, nur so ... Oh, das Loch war gar nicht groß! Gerade so, dass man einen Ohrring durchstecken konnte. Mama hat aufgeschrien, aber mein Vater hat begriffen. »Hat's dir nicht gereicht, dass man dich schon für tot gehalten hat, Junge?« Bingo! Da habe ich nachgedacht.

Nach diesem Vorfall habe ich gelernt, mir selbst zu misstrauen. Ja, gar kein Zweifel, sein Bündel schnüren, um am anderen Ende der Welt den Helden zu spielen, ist aufregend. Aber das ist mir egal. Solche Posen kannst du dir beim Reisen leisten! Wenn du dann mal vor Ort bist, denkt keiner mehr daran. Es erlaubt dir gerade mal, die Angst zu besiegen. Keine Zeit, zu viel Blut, Wunden, Durchfall, es herrscht Krieg, es herrscht das Übel.

Im Jahr darauf hatte ich Glück, da war ich in Sierra Leone, in Westafrika, am Rande von Freetown. Wir wurden von Blauhelmen geschützt. Von überall her strömten Menschen herbei – lebende und manchmal tote, ganz kleine in den Armen der Eltern. Wie alle hatte ich das schon im Fernsehen gesehen, aber wenn man mittendrin ist, hat man nicht mal mehr die Zeit, auf die großen schwarzen Augen zu achten, die so anklagend bei uns im Fernsehen zu sehen sind. Ich sah die zu dünnen Venen des Kindes, das eine Spritze bekommen sollte, die Gliederstümpfe, die verbunden werden sollten, die fehlenden Füße, die von Anti-Personenminen weggerissen worden waren, diesen winzigen Dingern, die kaum ein paar Cent kosten und absichtlich auf den Weg verteilt werden, um die Schwächsten zu verstümmeln. Ich sah die tödlichen Auswirkungen der Malaria und deren Erreger, das Plasmodium, meinen persönlichen Feind, der den Babys Fieber verursacht und ihnen den Atem raubt. Und das Leben wird hin und her geschüttelt, rumpelt und erhebt wieder auf, die Frauen hängen die Wäsche zum Trocknen auf, das Reiswasser blubbert, Münder öffnen sich und essen, die Verdauung geht weiter, die Röhren des Lebens hören nie auf in ihrer Tätigkeit. Und wirklich: Ich hatte Freude daran, Menschen zu retten.

Fatou, meine senegalesische Kinderfreundin, ist in ganz anderer Weise besessen. Es hat sie an dem Tag gepackt, an dem in ihrem Land das erste Gesetz Afrikas verkündet wurde, das die Beschneidung kleiner Mädchen unter Strafe stellte. Antwort der Imame: Massenbeschneidungen. Dreihundertundfünfzig an einem einzigen Tag. Fatou hat geweint. Das war der Beginn ihrer großen Wut.

Fatou beendet gerade ihr Jurastudium, sie will sich auf internationales Recht spezialisieren – sie hat sich schon früh bei SOS-Racisme engagiert. Eines Tages wollte ein Junge aus ihrer Verwandtschaft besonders schlau sein. Dieser Verrückte war achtzehn, genau wie Fatou und ich damals. Er hat sich im Senegal im Fahrwerk eines Airbusses versteckt, und später hat man ihn erfroren am Flughafen Roissy entdeckt. Fatou ist nicht darüber hinweggekommen. Von morgens bis abends wiederholt sie ihre Litanei von den Menschenrechten, an die sie blind glaubt.

Wir streiten oft, sie findet mich verbohrt. Meine ökologischen Vorstellungen töten ihr den Nerv, ihr Idealismus regt mich auf; sie sagt, ich würde Verrat begehen, aber woran, an wem? An ihr wahrscheinlich. Früher, mit vierzehn, waren wir sehr ineinander verliebt.

Meine erste Frau war älter als ich, etwa dreißig, das war gut, sie hieß Margaret und war Schauspielerin. Laurène, Noémie, Alice, Louisa, Judith – ich hab mich ziemlich rumgetrieben, bevor ich Bozzie getroffen haben. Ich war mit ein paar Freunden an einem Winterabend in der Kneipe. Am Nachbartisch habe ich gesehen, wie eine schmale Hand über fast weißes blondes Haar strich. Ihre Haut war blau geädert. Es war die Hand einer durchscheinenden Fee mit hellen Augen, offenem Dufflecoat über Minirock, sehr kurzem Pulli und kleinen Brüsten. Das Mädchen muss gefühlt haben, dass ich von ihr fasziniert war, und hat mich angesehen, ohne zu lächeln. Plötzlich verspürte ich ein Verlangen nach ihr – ein wahnsinniges Verlangen nach Kälte.

Bozicka ist Slowakin, sie wurde in Bratislava geboren und war während der »Samtenen Revolution« noch ein klei-

nes Kind. Ihre Kindheitserinnerungen: gewaltlose Kundgebungen mit den Eltern, Nächte im Schnee und von Fackeln erhellte Protestversammlungen, die das Regime stürzen sollten. Die gewaltlosen Aktionen in den Straßen von Bratislava waren schön. Dort wurde das Feuer im Eis geboren. Meine Schneekönigin, meine Süße.

Bozicka, genannt Bozzie, ist das Gegenteil von Fatou. Radikal ökologisch, Studentin der Architektur. Sie ist ein Mädchen mit Prinzipien. Kunstfaserpelz, biologische Ernährung, Mitgliedsausweis der Grünen, wählt grün, 150-prozentige Vegetarierin bis an die Grenze der Mager-sucht ...

Und verrückt nach Hunden. Sie hat einen Mischling mit etwas Pudel drin, der Robert heißt und den sie aus dem Tierheim geholt hat. Wenn Bozzie ihn an den Ohren packt und ihren blauen Blick in den gelben Augen des Hundes versenkt, ist sie unwiderstehlich, so gut, ein solcher Schatz!

Meine Freunde sind fast alle verheiratet. Mich reizt das nicht. Bozzie begeistert mich im Bett, sie ist mein Gewissen.

Außerdem ist sie aggressiv. Sie ist durchaus fähig, Vögel aus ihren Käfigen zu befreien oder alten Frauen, die echte Pelze tragen, auf offener Straße an die Gurgel zu gehen.

Noch radikaler öko wäre nicht vorstellbar. Was das angeht, ist sie unbeugsam. Aber alles in allem ist sie eher gutmütig.

Sie liebkost mich, wenn ich völlig kaputt nach Hause komme. Sie trägt flache Absätze und Schmuck und eine irisierende türkisblaue runde Sonnenbrille mit Metallgestell. Sie hat komische Hasenzähne, eine Oberlippe, unter

der man immer das Zahnfleisch sieht. Sie nimmt keine Drogen, trinkt nicht und raucht nicht, nicht einmal einen Joint, was mich offen gestanden stört. Sie verordnet mir ihre Ideale hochdosiert. Ihrer Ansicht nach müssen nicht die Menschen gerettet werden, sondern die Natur selbst – oder wir werden sterben. Dazu muss man wissen, dass Bratislava seine Energie von einem Atomkraftwerk sowjetischer Herkunft bezieht, dem Modell Tschernobyl, und das jagt einem Schauer den Rücken runter.

Die Tschechoslowakei hat nicht lange gehalten. Bozzie wurde als Tschechoslowakin geboren, ein paar Jahre später war sie nur noch Slowakin. Wovon lebt die Slowakei? Ich hatte keine Ahnung, aber sie hat es mir ziemlich genau beschrieben, als wir uns vor knapp zwei Jahren kennengelernt haben. Riesige heruntergekommene Fabriken, deren Rohre über Wiesen, Felder und durch die Luft laufen, Fabriken, die sich im ganzen Land ausbreiten und in denen Waffen hergestellt werden. Dieselben Waffen, mit denen in Afrika geschossen wird – genau diese Waffen stammen aus Europa, stammen von uns. Mit ihrer frostigen, immer leicht das »r« rollenden Stimme sagt mir Bozzie, dass diese Waffen die Welt genauso zerstören werden wie die Atomkraft und die chemische Pest. Dass die Macht böse und der Mensch schlecht ist.

Ihretwegen habe ich begonnen, mich für den Umweltschutz zu engagieren. Es war kein weiter Weg. Ich hatte schon zu viele Leute gesehen, die sich mit infiziertem Wasser vergiften, ich hatte zu viele zerstörte Wälder gesehen mit Bäumen, die gefällt wurden, um Essen auf Holzkohlefeuern zuzubereiten. Im Grunde bin ich nicht Umweltschützer geworden, ich war es bereits. Ich habe einfach nur

gelernt, nur verstanden. Und wegen meiner Bozzie hatte ich mich auch für diesen internationalen Wettbewerb angemeldet, den ich nun wegen Tante Marthe verpasse.

Die Chance meines Lebens! Ich hätte noch sechs Monate Zeit gehabt, um meine Bewerbung zusammenzustellen und damit ein zweijähriges Stipendium für Umweltstudien bewilligt zu bekommen. Und jetzt mit einem Schlag: Schluss. Reden wir nicht mehr darüber. Adieu, Wettbewerb!

Ich bin müde und hungrig. Keine Lust, mich zu rühren. Warum bin ich nur wie ein Verrückter aufgebrochen? Im Zweifelsfall hat Tante Marthe gar nichts! Eine Bronchitis oder irgend so eine Kleinigkeit! Wie bescheuert ich bin. Zu allem Überfluss war ich auch noch mit meiner Süßen verabredet. Sie wird noch schlafen, sie ist so jung! Kaum zwanzig Jahre alt. Aber sie sieht noch mindestens vier, fünf Jahre jünger aus, und ich denke manchmal, ich mache mich der Verführung Minderjähriger schuldig. Babyhaut und gletscherblaue junge Augen.

Fatou lehnt Bozzies Haltung ab und sagt: »Tierschützerin, ich glaub, ich spinne! Solange es noch einen Menschen auf der Erde gibt, der leidet, sind mir doch die Tiere egal.«

Ich sollte besser schlafen. In London habe ich noch genug Zeit, mir was zu essen zu besorgen. Und dann im Flugzeug ... Oh nein! Ich hab nicht mal dran gedacht, dass ich ein Visum brauche! Super, Theo! Da will man den lieben Neffen spielen, stürzt los, macht den Charmeur und träumt von seiner Liebe. Schluss mit Träumen!

Zum Glück lernt man bei meiner Arbeit, bei den humanitären Aktionen, das Improvisieren. Mit drei Telefonaten

habe ich die Sache mit meinem Visum geklärt. Der Typ, der in Neu-Delhi bei der Botschaft für humanitäre Belange zuständig ist, wird mich an der Gangway abholen; zwei Stunden wird er für die Formalitäten brauchen. Nicht teuer bezahlt.

Der Wettbewerb war eine schöne Idee. Er wird von der »Our world is one«-Stiftung organisiert und soll die Kandidaten fördern, die innerhalb eines Jahres vier ökologische Feldstudien durchführen und präsentieren können. Das Preisgeld ist so hoch, dass es einem erlaubt, die besten Studien zu finanzieren oder die besten Reisen oder was man will. Das ist nicht weiter erstaunlich. Die »OWIO«-Stiftung besteht aus reuigen Bankiers, die von ehemaligen Bonzen des Weltwährungsfonds und der Weltbank beraten werden. Anscheinend wollen sie die besten Umweltschützer der Welt aussuchen, um die gegenwärtige chaotische und bisweilen übertriebene Lobby-Arbeit weiterzuentwickeln. Natürlich hat Bozzie diesen Wettbewerb entdeckt. Sie wäre absolut fähig, ihn zu gewinnen, aber sie hat es vorgezogen, sich auf ihre Prüfungen vorzubereiten.

Wir sind nicht immer gleicher Ansicht. Sie regt sich auf, wenn ich von den Schrecken erzähle, die ich erlebt habe. Aber sie sieht den Krieg nicht getrennt von der Natur. Für sie sind immer die Menschen die Ursache des Übels. Sie träumt von Lehmarchitektur wie in Ägypten, sie würde gerne neue Häuser aus gestampfter Erde entwickeln, die im Sommer kühl und im Winter warm sind, weit abseits der Städte natürlich, weit abseits von all der Perversion. Und da sie auch Philosophie studiert, zitiert sie Heidegger oder die Stoiker. »Die Technik ist das Übel!« Das ist richtig,